Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Landes-Zeitung. 1870-1918
1897

167 (21.7.1897) Badisches Unterhaltungsblatt, Nr. 165

Visual Library

Nr. 165. **Karlsruhe, Mittwoch, den 21. Juli** **1897.**

Nachdruck der Originalaufsätze des Unterhaltungsblattes ist untersagt.

Arbeitskraft. (19)

Roman von Doris Freiin v. Spättgen.

(Nachdruck verboten.)

Lorle schaute bewundernd zu ihr hinüber. Mit fast unnatürlich glänzenden Augen, eine Cigarette zwischen den Lippen, lehnte Ria im Sessel, indem sie sich einem wohligen Behagen hinzugeben schien.

Nur zuweilen, wenn Lorle in glücklicher Harmlosigkeit des Gatten Erwähnung that, wenn sie erzählte, daß es ihre Lebensaufgabe sei, den Guten, Vortrefflichen zu beglücken, da wurde Ria ernst und finster, und wie der Ausdruck eines gehetzten Wildes prägte es sich für flüchtige Momente in den schönen Zügen aus.

Allein davon gewahrte die junge Frau nichts.

„Man muß sich nur über den Wust von Eitelkeit, Hochmut und Tyrannei hinwegsetzen; tief in Ria's Innerem steckt doch ein edler Kern. Wie lieb und teilnehmend sie heute war. Ich glaube fast, wir könnten uns in Zukunft näher treten. Zwar will sie es noch nicht recht Wort haben, aber die Liebe, jener süße Dämon, läßt jetzt auch weiche Akkorde in ihrer Brust erklingen. Glücklicher Jobst!" flüsterte Lorle, als sie spät am Abend den Gast zum Wagen geleitet hatte und nach ihrem gemütlichen Boudoir zurückzukehren im Begriff stand.

Wie still und einsam es doch im Hause war ohne Fred! Auch Treff, seinen schönen, schwarzflockigen Hühnerhund hatte er mitgenommen. In stummer Wehmut warf sie einen zärtlichen Blick nach des Gatten Zimmerthür hinüber, als sie langsam auf den weichen Läufern den mit Geweihen, ausgestopften Vögeln und Jagdtrophäen aller Art geschmückten Korridor dahin schritt.

Plötzlich wurde die an seinem Ende befindliche Glasthür leise geöffnet, und Direktor Willmann trat daraus hervor.

Ueberrascht fuhr Lorle zurück.

„O Pardon, gnädigste Frau, — ich habe Sie wohl erschreckt? Aber ich suchte Johann, der mich bei Ihnen melden sollte", stotterte etwas verlegen der alte Herr.

„Sie wünschen mich zu sprechen? Mein Gott, es wird meinem Manne doch nichts passiert sein?" fragte die Angeredete fast entsetzt.

„Nein — nein, gnädige Frau, nichts Derartiges! Eine Nachricht erhielt ich allerdings von Herrn von Wenkhard, ein Telegramm, doch es betrifft nur rein Geschäftliches. Wollen die gnädige Frau die Gnade haben, das Papier zu lesen?" entgegnete Willmann voll Wichtigkeit. Es war ein kleiner, kahlköpfiger Mann mit goldener Brille und etwas verschwommenen Gesichtszügen, dessen steifes, ungelenkes Wesen deutlich erkennen ließ, daß er ein halbes Leben im Bureau hinter Kontobüchern verbracht hatte.

„Ich?" fragte Lorle erstaunt. Es kam ihr so sonderbar vor, in einer die Fabrik betreffenden Angelegenheit behelligt zu werden.

Etwas langsam und pedantisch entfaltete Willmann die Depesche, sie lautete:

„Grüne Saffianbrieftasche im Rollbureau enthält Revers von Kuhnert u. Comp., Düsseldorf. Vergaß, Ihnen Papiere auszuhändigen. Termin am Donnerstag, 11 Uhr, Amtsgericht. Schlüssel linker Hand, Geldschrank. von Wenkhard."

Achselzuckend, ohne den Sinn dieser Worte im mindesten zu verstehen, gab Lorle dem alten Manne das Telegramm zurück.

„Der Inhalt hat für die gnädige Frau ja weiter keinen Belang, er betrifft eine Geschäftssache. Nur möchte ich höflichst darum bitten, mir beim Oeffnen des sogenannten Rollbureaus zu assistieren. Obwohl ich des Vertrauens meines Herrn und Gebieters sicher bin, wäre es mir jedoch höchst peinlich, diesen Akt eigenmächtig vorzunehmen. Im Beisein der gnädigen Frau würde ich jeder Skrupeln enthoben werden."

„Weiter nichts?! Sie sind wirklich spaßig, Herr Willmann. Aber, wie Sie wollen. Ich bin in den Schreibtischen und Schubladen meines Mannes vielleicht eben so fremd wie Sie. Nun, so kommen Sie."

Lorle öffnete die Thüre ihres Boudoirs und ergriff eine dort brennende niedrige Lampe; dann schritt sie, von Willmann gefolgt, durch mehrere dunkle Zimmer, bis beide, im Kabinett des Hausherrn angelangt, Halt machten.

„Haben Sie den Schlüssel zum Sekretär mitgebracht?" fragte die junge Frau, sich halb rückwärts wendend.

„Zu dienen. Ein Duplikat befindet sich stets im Geldspind. Hier ist er."

Lorle hielt die Lampe hoch empor, während Willmann, seine bebrillten Augen senkend, vorsichtig aufschloß. Mühelos und ohne jedes Geräusch rollte sich der Schreibtischdeckel auf und enthüllte ein etwas geniales Kunterbunt von elegantem Briefpapier, Cartons, verschiedenen aus den Umschlägen gerissenen Billets, einer Kollektion zierlicher Federhalter, mehrerer goldener Petschafte und ein paar Taschen in buntem Maroquinleder, welche verschoben in einer Ecke lagen.

„Da — die grüne wird's sein!" rief Willmann und griff hastig danach.

„Nein doch — die ist ja blau, mein Bester! Sind Sie farbenblind?" entgegnete Lorle heiter.

„Blau? was Tausend!" Halb ungläubig starrte der alte Herr auf das Ding in seiner Hand und versetzte gutmütig: „Nun, dann wird's wohl die andere Tasche sein."

„Zu Ihrer Beruhigung können wir ja beide untersuchen", meinte sichtlich amüsiert die junge Frau. Sie stellte die Lampe auf den zunächststehenden Tisch und zündete rasch noch ein paar Kerzen an.

„Gut, Sie visitieren den Inhalt des einen, ich des anderen Portefeuilles!" Dabei setzte sich Willmann geschäftig nieder,

während Lorle am Sekretär stehen blieb und die von ihr als blau bezeichnete Tasche auseinanderklappte.

„Kuhnert und Comp., Düsseldorf, gnädige Frau; der Name der Firma ist sehr deutlich auf dem Schriftstück zu lesen", rief Willmann, ohne von seiner Beschäftigung aufzuschauen.

Allein die Angeredete gab keine Erwiderung. Sie hielt einen geöffneten Brief in der Hand, worauf ihre Augen mit glühenden Blicken, wie festgebannt, zu haften schienen.

Ein Ausdruck von Entsetzen breitete sich dabei über das totenblasse Gesicht, indem die kleinen weißen Zähne, wie durch heftigen Schmerz verursacht, in die Unterlippe eingegraben waren.

Eine übernatürliche Gewalt ließ sie das verhängnisvolle Papier lesen; — sie las es bis zu Ende!

Träumte sie etwa einen bösen — fürchterlichen Traum, oder waren die letzten Monate, seit sie als Freds Weib hier eingezogen, nur erbärmliches Gaukelspiel gewesen? — — —

„Ich hab's — ich hab's, gnädige Frau!" rief Willmann hocherfreut und legte die Brieftasche voll Befriedigung zusammen.

Wie durch einen Federdruck schnellte die junge Frau empor und schob den unseligen Fund rasch zwischen die Falten ihres Kleides.

Um keinen Preis der Welt hätte sie den Brief mehr an den alten Platz zurückzulegen vermocht.

In seiner fast kindlichen Freude über die rasche Erledigung dieser Angelegenheit bemerkte Willmann nicht das Geringste von Lorles verstörtem Wesen. Sorgsam stellte er im Rollbureau die frühere Ordnung oder Unordnung wieder her und verschloß dasselbe in pedantischer Genauigkeit.

„Danke unterthänigst für den mir so bereitwillig geleisteten Beistand!" sagte er höflich und verbeugte sich. „Hab' die Ehre, gute Nacht zu wünschen, gnädigste Frau!"

„Gute Nacht, Willmann!" tönte es seltsam vibrierend zur Antwort.

12. Kapitel.

Die kleine Garnisonstadt X . . ., wo, wie Lorle mit Vorliebe zu sagen pflegte, Freds Dragoner standen, war etwa eine halbe Tagereise von Bärselde entfernt; demungeachtet wurde in dortiger Gegend keine Treibjagd abgehalten, ohne daß Wenkhard eine Einladung dazu erhielt. Ob dieser nun in seinem ehemaligen Regimente, dem er jetzt noch als Reserveoffizier angehörte, besonders beliebt gewesen oder ob hierbei nur der „gute Schütze" in Betracht kam, war kaum festzustellen. Immerhin schienen diese wiederholten Aufforderungen den für alle Auszeichnungen äußerst empfänglichen jungen Mann stets mit innerer Genugthuung zu erfüllen, und er leistete ihnen — wenn es nur irgendwie in seiner Möglichkeit stand, meistens Folge.

Diesesmal handelte es sich um Jagden auf Hochwild in den prachtvollen Waldungen des Fürsten Stavinsky, dessen schöne Besitzung unweit X . . . gelegen war, welche alljährlich im November eine Anzahl hervorragender Männer aus der Residenz, sowie auch die Elite des Kreises auf seinem Schlosse versammelte. Fürst Stavinsky, ein Mann anfangs der Fünfzig, der dafür bekannt war, die Freuden und Genüsse des kurzen Erdendaseins nach Möglichkeit auszukosten, hatte seit lange eine ganz besondere Vorliebe für den jungen Lieutenant Wenkhard gefaßt.

Man behauptete sogar, er sei diesem zur Erlangung seines Adelsdiploms ein gönnerhafter Protektor gewesen.

„Der Junge hat einen tollen „Schneid", reitet tadellos, und was er thut und spricht, läßt immer gute Grundsätze und noble Gesinnungen zu Tage treten!" hatte der Fürst bei der Nachricht von dessen Verlobung mit Lenore Brandenfels zu Wenkhard's Kommandeur geäußert, welcher mit seinem Lächeln erwiderte:

„Wenn nur der gute Fred nicht auch gar zu nobel im Geldausgeben wäre. Jetzt geht es aus der eigenen Tasche und kein cher papa ist mehr zur Stelle, der das Defizit gelegentlich deckt. Sein Hang zum Luxus und das leidige Spiel sind arge Klippen, an denen schon manche gute Vorsätze gescheitert sind."

„Nun, ich denke, Fred kann's aushalten. Die Bärselder Tuchfabrik soll eine wahre Goldgrube sein. Wodurch hätte der alte Wenkhard denn sonst das klotzige Geld zusammengescharrt. Ich lasse nun einmal nichts auf den Jungen kommen!" versetzte darauf in seiner etwas diktatorischen Weise der Fürst.

Der Oberst aber hatte darauf nur ganz leise in den Bart gemurmelt, daß eine Krähe der anderen die Augen nicht auskratze und schwieg wohlweislich. — — — —

Der Glanz unzähliger Kerzen erhellte zwei große, mit moderner Pracht ausgestattete Salons, worin sich eine Gesellschaft von etwa 30 Personen, zum Teil auf- und niederschreitend, zum Teil in Gruppen stehend, plaudernd bewegte. Diener mit Erfrischungen glitten lautlos und geschäftig umher, und das feine, aromatische Parfüm egyptischer Zigaretten und echt türkischen Tabaks stieg in blauen Wolken bis zum gemalten Plafond des hohen Gemaches empor.

Der Hausherr, eine mittelgroße Gestalt mit blassen, scharfgeschnittenen Zügen und spärlichem, von rückwärts nach den Schläfen gekämmten Haar, steckte plötzlich den Kopf durch eine herabgelassene Seidenportière in ein drittes, kleineres Zimmer hinein und sagte lachend zu einigen hinter ihm stehenden Herren:

„Da drinnen geht's heiß her! Der arme Fred hat heute scheußliches Pech. Als ich vorhin hinter seinem Stuhle stand, belief sich sein Verlust bereits auf 9000 M. Wenn das so fortgeht, müßte ich als Hausherr wohl einschreiten. Im Tiefenbacher Baron hat Fred seinen Meister gefunden. Seltsam, wenn der mitspielt, zieht er stets den Kürzeren."

„Pah — muß nicht in allem Glück haben. Die Liebe mag ihn dafür trösten," erwiderte ein Rittmeister von Wenkhards Regiment mit ziemlich weinseligen Augen und drehte wohlgefällig an seinem langen dunklen Bart. „Wen die Frauen verwöhnen, der reussiert halt nimmer mit den Karten!"

Ein dritter Herr in Zivil lachte ausgelassen über diesen kolossalen Witz.

„Treten wir nun ein, meine Herren," sagte gut gelaunt Fürst Stavinsky. „Es ist wirklich staunenswert, wie kaltblütig sich Fred bei dieser Sache verhält."

(Fortsetzung folgt.)

Etwas vom Radfahrerherzen.

Vor einigen Monaten sprach sich ein bedeutender belgischer Kliniker dahin aus, daß ein Hauptkontingent zu den Zukunftskrankheiten das Radfahrerherz stellen würde.

Wer als Arzt die zeitgenössische Radfahr-Litteratur einer Durchsicht unterzieht, wird die Richtigkeit dieser Voraussage kaum bezweifeln: das Wettringen um den „besten Rekord" ist das beliebteste Thema dieser Litteratur. Und es muß ja auch so sein, so lange das Zurücklegen möglichst großer Strecken in möglichst geringer Zeit leider den höchsten Ehrgeiz jedes Fahrers, der auf Sport hält, bildet.

„Leider", sagen wir, denn es wird dabei eben vergessen — und namentlich von Anfängern und Nicht-Berufsfahrern vergessen —, daß derartige hervorragende Kraftleistungen nur dann ohne Schaden für die Gesundheit verlaufen können, wenn sie einerseits sorgsam vorbereitet, anderseits regelmäßig ausgeführt werden — und daß vor allem manche Körperverfassung von dem Wettbewerb im Schnellfahren sich selbst ausschließen sollte. Dahin gehören zartere Naturen, noch nicht zur Vollkraft entwickelte junge Leute und endlich alle die, denen das Radfahren nur als Erholung nach der Berufsthätigkeit ärztlich verordnet worden ist, oder die es sich selbst verordnet haben. Eine Sonderklasse bilden noch diejenigen, die an der Zeitkrankheit „Neurasthenie" leiden. Gerade von ihnen, die einer gewissen Aufrüttelung manchmal bedürfen, wird nur zu leicht das Maß der heilsamen — und ihnen sogar sehr heilsamen Gymnastik des Radfahrens überschritten.

Dasjenige Organ, welches bei derartigen Ueberanstrengungen am meisten, und zwar anfangs in der Regel unmerklich, aber darum oft nicht weniger nachhaltig, geschädigt zu werden pflegt, ist das Herz. Das „Radfahrerherz" bietet in dieser Beziehung ein Seitenstück zum „alpinen Sommerfrischenherz", oder vielleicht noch etwas ursprünglicher ausgedrückt „Bergfexenherz", dessen Schwächezustände sich häufig dem Touristen schon während oder unmittelbar nach der eigentlichen Ferienzeit unangenehm bemerkbar machen und besonders Frauen oder ältere Männer befallen, die im gewöhnlichen Leben keine anhaltendern, Muskelkraft erfordernden Körperbewegungen zu vollführen gewohnt sind. In der ersten Zeit fühlen sich diese Leute bei der ungewohnten Anstrengung meist ganz wohl, hinterher aber leiden sie an Uebelkeit, Appetitlosigkeit, Wallungen bei geringfügigen Anlässen, und der während der Körperübungen vollere und anscheinend kräftigere Puls wird matter, als er vorher gewesen. Für manchen ist eine durch eine ungewohnte Bergkraxelei erworbene Herzerweiterung der Anfang vom Ende.

Bei der Häufigkeit des übertriebenen Radfahrens geht man in der Annahme kaum fehl, daß sich die Hälfte aller heutigen Radfahrer durch die verkehrte Art des Radelns gesundheitlich schadet. Dieses Mißverhältnis zu beseitigen, das geeignet erscheint, den Nutzen des grade unserer stubenhockenden Schreibstubenmenschheit so dienlichen, nein nötigen Radfahrsports wieder aufzuheben, ist Sache der hygienisch denken-

den Freunde des letztern. Gegenwärtig ist es demnach ihre Pflicht, nachdrücklich vor jenen Uebertreibungen zu warnen und immer wieder auf diesen oder jenen Fehler in der Ausübung des Sports aufmerksam zu machen, bis endlich die Gesundheitsregeln für den Radfahrer traditionell werden und den Jüngern in Fleisch und Blut übergehen. In diesem Sinne und in dem Bewußtsein, daß Thatsachen die beredtere Sprache gegenüber rein theoretischen Ermahnungen führen, seien hier noch ein paar Fälle wiedergegeben, die auch dem Laien die Gefahr illustrieren, vor der er als Radfahrer sein Herz zu bewahren hat.

Der „Fall Linton" dürfte ja den Lesern der Sportslitteratur noch erinnerlich sein, 28000 m mittlerer Geschwindigkeit in der Stunde, etwa die der Torpedoboote in forcierter Fahrt, wie sie von dem Sieger von 1896 in der Fernfahrt Bordeaux-Paris (591 km), Linton, erzielt worden, für den die Palme des Sieges sozusagen zu der des Todes ward, sind indessen eine so tolle Leistung, daß wir gar nicht weiter von ihrer hygienischen Thorheit reden wollen. War sie doch gleichbedeutend mit Selbstmord. Nein, viel lehrreicher für den Zweck unserer Zeilen ist ein anderer Fall, der kürzlich verlautet hat, der plötzliche Hingang eines jungen Menschenlebens nach einer nur wenige Kilometer umfassenden, aber forcierten Radfahrt. Ich meine den Tod jenes 14jährigen Sohnes eines Hausbesitzers zu Tempelhof, der nach einer schnellen Fahrt nach Mariendorf erst von Unwohlsein befallen ward und nicht lange darauf, nachdem man ihn nach Hause gebracht, unter stetiger Verschlimmerung seines Befindens an Herzschwäche starb.

Gelinder, aber für den Beteiligten immerhin unangenehm genug, verlief die Ueberanstrengung des Herzens bei einem jungen Offizier, der sich für das Herrenreiten trainierte und inzwischen eine größere Radfahrt unternahm, die ihn eingestandenermaßen angestrengt hatte. Die Nachwehen bestanden in diesem Falle in jahrelang seitdem beobachteter unzureichender Thätigkeit des Herzens, die sich in allerlei Kälte-Empfindungen und Blutstockungen, sowie ungleichmäßigem Pulse zu erkennen gab. Aehnliche Fälle werden dem darauf achtenden, zumal dem ärztlichen Praktiker häufiger, als man glaubt, begegnen. Die jüngern Leute ruinieren sich naturgemäß am leichtesten, da sie weniger bedächtig sind; aber auch mancher Mann in den besten Jahren fügt sich Schaden zu. So ein 42jähriger Justizbeamter, der, früher immer ein tüchtiger Bergsteiger, bei einer Brockentour jüngst plötzlich oon Ohnmacht und Herzschwäche befallen wurde. Bei näherem Nachforschen erfuhren wir, daß er acht Tage vor jenem Brockenaufstieg eine größere, ihn anstrengende Radfahrt unternommen hatte. Der ursächliche Zusammenhang liegt nahe: durch die Radfahrtour war sein Herz geschwächt, und so vermochte er einen Marsch, den er früher bequem ausgehalten, nicht mehr zu ertragen.

So offen tritt freilich — wie wir im Anschluß hieran nicht versäumen wollen, noch zu betonen — durchaus nicht immer die Beziehung zwischen Unzureichendwerden der Kraft des Herzens und Ueberanstrengung beim Radfahren zu tage; auch geschieht es wohl nicht sehr häufig, daß gar der Körper rechtzeitig ein Alarmsignal giebt, wie in einem andern Falle aus der Praxis, wo eine 32jährige Frau nach einer dreistündigen, zu flotten Radtour durch eine Nierenblutung vor weitern, zu ihren Kräften in Mißverhältnis stehenden Leistungen gewarnt wurde. In den meisten Fällen wird das „Radfahrerherz", wie schon oben angedeutet, sich erst nach stetig wiederholten kleinern, aber trotzdem schädlichen Ueberanstrengungen entwickeln. Anläßlich der Forderung einer größern Kraftleistung vom Organismus tritt das Leiden dann schließlich zu tage.

So wird sicher eine ganze Anzahl Radler unter den gegenwärtigen Verhältnissen nach Verlauf von einigen Jahren gezwungen sein, unter irgend einer Begründung endgültig „die Fahrt aufzugeben". Ja, bei der herrschenden Neigung, sich zum Schnellfahrer auszubilden, ist sogar entsprechend der zunehmenden technischen Vervollkommnung der Sportsmittel diese Zahl als eine ständig wachsende anzunehmen. Eine Bestärkung in dieser Ueberzeugung wird dem Leser zu teil werden, wenn er die Schrift: „Wie ist Radfahren gesund?" von Dr. Martin Siegfried (Verlag von Bergmann, Wiesbaden) zur Hand nimmt, die jedem Freunde des Rades zu empfehlen ist, indem sie eingehender alle für den Radler in Betracht kommenden gesundheitlichen Fragen bespricht, als es in dem Rahmen dieses Artikels geschehen kann. Hier sei nur noch die Quintessenz der Radfahrhygiene in kurzen Sätzen formuliert, bei deren Beherzigung, namentlich von seiten des Anfängers, für den sie recht eigentlich geschrieben sind, jede Gefahr der Erwerbung der Radfahrerherzkrankheit ausgeschlossen ist:

1. Fahre in den ersten Lehrstunden nie mehr als $^1/_4$—$^1/_2$ Stunde mit Einschluß der Erholungspausen. Zartere Konstitutionen, denen das Radfahrenlernen als Gymnastik verordnet ist, sollen sich mit der Hälfte der Zeit begnügen. 2. Krummsitzen ist unter allen Umständen zu vermeiden. 3. Stets ist nur so schnell zu fahren, daß die Atmung noch mit geschlossenem Munde erfolgen kann. Die Fahrgeschwindigkeit halte sich dementsprechend im allgemeinen in den Grenzen der einer Droschke, im Mittel 1 km in 6—5 Minuten. 4. Wer die Lehrzeit hinter sich hat, mache zunächst keine Fahrten über $^1/_2$ Stunde ohne Unterbrechung. Später soll für die ununterbrochene Fahrt die Dauer von einer Stunde als Maximum gelten. 5. Fahre sofort langsamer, sobald du irgend welche Herzbeschwerden verspürst oder deine Atmung merklich beschleunigt wird. Bei Herzklopfen ist ausnahmslos abzusitzen, die Pulszahl soll nie über 120 in der Minute steigen. 6. Sitze ab vor allen größeren Steigungen! Mäßigere nimm in Schlangenwindungen. 7. Die Erfrischungen mögen während der Fahrt in kleinen Mengen kühlen Wassers bestehen, in den Erholungspausen in mäßigen Portionen warmen Kaffees oder Chokolade, auch Bouillon, wenn erstere nicht zu haben sind — niemals in Alkohol. Dieser sollte stets erst nach der Heimkehr oder während einer längeren Essenspause genossen werden. 8. Kleide dich zweckentsprechend zu jeder Radfahrtour nach dem Grundsatze: leichte, porös gewebte Unterkleidung, luftdurchlässige wollene Oberkleidung, bei welcher jegliche Kattunfütterung vermieden ist — keinen festen Gürtel, keine beinumschnürenden Strumpfbänder, keine beengenden Stiefel und Schnallen, Kopfbedeckung ohne Schweißleder.

Wer diese Regeln beobachtet, wird mit Genuß radeln und auch bei täglichem Radfahren während und neben der Berufsthätigkeit nur die wohlthätigsten Folgen solcher Leiberübung verspüren, die ihn sogar befähigen wird, seinen sonstigen Geschäften mit steigender Frische nachzukommen. In diesem Sinne seien unsere Mahnworte beschlossen mit einem fröhlichen „All Heil!" (Köln. Ztg.)

Neue Worte Jesu.

Unter dem Titel: *ΛΟΓΙΑ ΙΗΣΟΥ*, Sayings of Our Lord discovered and edited by Bernhard B. Grenfell and Arthur S. Hunt (London, Henry Frowde 1897) ist soeben das Papyrusblatt veröffentlicht worden, das bei der diesjährigen Arbeit des Egypt Exploration Fund zu Tage kam. Zwei Tafeln in Collotypie zeigen sein Aussehen; es enthält auf beiden Seiten zusammen nur 42 Linien, aber 7 Aussprüche Jesu, von denen mehrere, soweit man bis jetzt weiß, völlig neu sind. Die erste Seite beginnt mit der griechischen Ziffer 11, so daß das Blatt entweder das 11. Blatt, oder der Anfang der 11. Lage (des 11. Bogens) eines Papyrusbuches war, das zwischen den Jahren 150 und 300, wahrscheinlich näher bei 200 als bei 300, geschrieben worden sein mag. Der erste Spruch stimmt wörtlich mit den letzten Worten von Ev. Luk. 6, 42 „und dann wirst du sehen, um den Splitter im Auge deines Bruders auszuwerfen". Daran schließt sich unmittelbar: Es spricht Jesus: Wenn ihr nicht der Welt fastet (entsaget, *νηστευσητε τον κοσμον*, ein eigentümlicher Ausdruck), werdet ihr das Reich Gottes nicht finden, und wenn ihr nicht den Sabbat feiert (wahrhaft Sabbat haltet, *σαββατισητε το σαββατον*), werdet ihr den Vater nicht sehen. Das dritte Wort lautet: Es spricht Jesus: Ich stand inmitten der Welt und im Fleisch erschien ich ihnen und fand alle trunken und keinen Durstenden unter ihnen, und bekümmert ist meine Seele (*πονει η ψυχη μου*) über die Menschenkinder, daß sie blind sind in ihrem Herzen. Vom 4. Worte sind nur wenige Buchstaben übrig, auch das 5. ist so sehr verstümmelt, daß sein Wortlaut im einzelnen noch nicht ganz sicher festgestellt ist. Es spricht Jesus, „wo . . sind . . . . und (nur) einer ist, da bin ich bei ihm. Hebe den Stein und du wirst mich finden, spalte das Holz und da bin ich". Die erste Hälfte erinnert an Ev. Matth. 18, 20, vor allem an die Form, in welche dieser Spruch bei dem Syrer Ephrän nach Tatian überliefert ist, bei dem es ausdrücklich heißt: Wo einer ist; die zweite Hälfte klingt an einen Spruch an, der bei Epiphanius überliefert ist: Ich bin du und du bist ich; wo du bist, bin auch ich; in allem bin ich zerstreut, von wo du willst, sammelst du mich, und wenn du mich sammelst, sammelst du dich. Der 6. Spruch ist wieder teilweise bekannt: Es spricht Jesus: Kein Prophet ist angenehm in seinem Vaterland und kein Arzt nimmt Heilungen vor an seinen Bekannten. Bei dieser Fassung ist das Wort angenehm (*δεκτος*) wichtig, das sich nur bei Luc. 4, 24, nicht bei Matth., Mark. oder Joh. findet. Zur zweiten Hälfte ist lehrreich, daß auch in unseren Evangelien in eben diesem Zusammenhang vom Arzte die Rede ist (Arzt hilf dir selbst.) Das 7. Wort: Es spricht Jesus: Eine Stadt gebaut auf die Spitze eines hohen Berges und befestigt (*εστηριγμενη*) kann weder fallen noch verborgen bleiben. Von einem achten Wort sind nur noch ein paar Buchstaben sichtbar.

Neben dem Verdienst, das Blatt entziffert und so rasch herausgegeben zu haben, erwarben sich die Herausgeber das weitere, in ihren Erörterungen über Herkunft und Tragweite des Blattes zwar die verschiedenen in Betracht kommenden Möglichkeiten ins Auge gefaßt (Egyterevangelium, gnostisches Werk), aber die Entscheidung ausgesetzt zu haben. Noch sei bemerkt, daß von der Fundstätte, Behnesa (120 englische Meilen südlich von Kairo, das alte Oxyrhynchus, Hauptstadt des 19. Gaus) 150 vollständige Papyrusrollen an die ägyptische Regierung, 280 Kisten Papyri, meist Griechisch, aber auch Lateinisch, Koptisch, Arabisch nach London kamen. Es ist der größte Handschriftenfund, der je gemacht wurde; auf Jahre hinaus haben die Gelehrten zu arbeiten. (Schw. Merk.)

Kunst, Wissenschaft und Litteratur.

l. Baden-Baden, 16. Juli. Die Ausstellung des Kunstvereins dürfte z. Zt. den Höhepunkt erreicht haben. Noch

nie in dieser Saison haben berühmte Meister in solcher Zahl ihre Kunstwerke diesem gut geführten Institute anvertraut, wie jetzt. Wir begegnen den Namen Fahrbach, Lessing, Haubtmann, Raetzer, Braun, Epp, Schröter, Usadel, Barthelmeß, Amberger, Munthe, Puhony, Staudacher u. a., die Kunstwerke von bleibendem Werte ausgestellt haben. Haubtmanns Seelandschaft „An der Küste“ ist ein Meisterstück, das in großartiger Auffassung die empörten Meereswogen zur Darstellung bringt. (Verkauft.) Lessings „Mühle bei Taufers“ und „Abenddämmerung in der fränk. Schweiz“ sind vorzügliche Landschaftsbilder mit vornehmer Tongebung und naturwahrer Auffassung. Die zwei wertvollen „Tierstücke“ von Ch. Mali haben allgemein so gefallen, daß sie schon in den ersten Tagen ihren Käufer gefunden haben. C. L. Fahrbach, der unermüdliche Meister schöner vornehmer Landschaftsbilder hat sich durch „Lorettokapelle bei Freiburg“ ein neues Denkmal seiner Kunst gesetzt. Das prächtige fein abgetönte Bild ist in den Besitz eines hiesigen Kunstfreundes übergegangen. Von L. Braun ist „Gustav Adolf in der Schlacht bei Lützen“ in verkleinertem Formate ausgestellt, aber nicht minder lebensvoll und großartig als das Kolossalgemälde. Die „Spinnerei“ von R. Epp ist ein reizendes Genrebild, voll poetischer Auffassung, natürlich und anmutsvoll, ein Kunstwerk in der Beleuchtung. W. Schröter's „Wintermorgen“ ist eines der besten Landschaftsbilder in diesem Genre; der neugefallene Schnee auf dem Gehölze und der Erde, der sich vereisende Waldbach sind meisterhaft dargestellt. M. Usadel's „Verarmt“ stellt uns zwei Knaben dar, die halbverhungert am Grabe ihrer Eltern schlummernd, von einer gütigen Fee beschützt werden — ein ergreifendes Stimmungsbild. Das Pastellportrait von Straßberger ist weich und fein in der Ausführung, vornehm in der Haltung. Chr. Drahtmann hat ein kleines, aber gutes Jagdstück, Hirsch mit Alttier, ausgestellt. Wiesingers Aehrenfeld mit den lachenden Kornblumen wird mit Recht als eines der besten Bilder bewundert. Ein anderes Bild von demselben Meister „Am Wasser“, eine Durchsicht unter dem Brückenbogen, verdient ebenfalls wohlverdiente Anerkennung. Von Puhony sind zwei kleine Waldlandschaften vorhanden, die frisch und plastisch behandelt sind. Staudachers „Morgenbeleuchtung“ ist ein gutes, in der Beleuchtung feinbehandeltes Stimmungsbild. C. Frick's „Blick auf das neue Schloß“ hat eine gute Perspektive, eine hübsche Gruppierung, ist aber etwas zu hart, zu linear; ihr „Schwarzwaldhaus“ steht bedeutend höher. Hasemann hat 10 Federzeichnungen, Entwürfe zu den bekannten Postkarten, ausgestellt, die dem berühmten Meister alle Ehre machen. Barthelmeß' „In Gedanken“ ist ein ausdrucksvoller, geistreich behandelter Studienkopf. L. Munthe's „Winter im Walde“ gehört zu den besten Bildern der Ausstellung. Rosini, ein talentvoller Schüler Staudachers, behandelt die Felspartie recht gut, die Farbengebung ist aber noch unvollkommen. O. A. Koch, der Unermüdliche, hat 32 Aquarellen ausgestellt, die viel Talent bekunden. Wille's „Im Stall“ ist ein sehr gutes Genrebild, dem sich „Mißglückte Näscherei“ von Sondermann ebenbürtig an die Seite stellen darf. Ein wertvolles Landschaftsbild hat Knoll ausgestellt, „Terek im Kaukasus“, eine naturwahre, großartige Wiedergabe jenes Alpenlandes. Neben diesen wertvollen Bildern begegnet man auch hin und wieder Dilletantenhaftem, mit dem die Ausstellung verschont bleiben sollte. Die Ausstellungskommission scheidet übrigens mit Sachkenntnis, so gut es geht, aus. Eine wertvolle Verbesserung ist durch die neue Regulierung des Oberlichtes geschaffen. Die Tagesbeleuchtung kann jeden Moment so geregelt werden, daß die Lichtmengen auf das Günstigste verteilt werden.

* Bayreuth, 19. Juli. Die vollbesuchte Aufführung des „Parsifal“, mit dem die diesjährigen Festspiele heute begannen, charakterisierte sich in den meisten Punkten als ein Weihefestspiel. Stimmungsvolle und hinreißende Momente bot namentlich der zweite Akt, weniger der „Charfreitagzauber“, in dem nicht alles so ausdrucksvoll war und ineinandergriff, wie ehemals. Grengg fehlt noch manches zum Gurnemanz, dagegen ist Frl. Brema's Kundry und van Dycks Parsifal künstlerisch höchst wertvoll. Auch Perron, der heute zum erstenmale Amfortas gab, eignet sich individuell trefflich für die leidenden, lyrischen Züge der Rolle. Seine Steigerung des Ausdrucks des Schmerzes in der Abendmahlscene war schön bedacht. Plank sang den Klingsor. Die Blumen- und Mädchenscene machte sich leicht und anmutig, dagegen geriet der Schlußchor mit dem Orchester etwas auseinander. Seidl dirigierte mit ziemlich breiter Tempogabe, aber auch mit vielen Zartheiten des Ausdrucks. Unter anderen fürstlichen Persönlichkeiten war die Großherzogin von Hessen anwesend. Unter den Musikreferenten befinden sich etwa 30 auswärtige. (Frankf. Ztg.)

Fred Graf Frankenberg, Kriegstagebücher von 1866 und 1870/71. Herausgegeben von Heinrich v. Poschinger. Preis geheftet 5 M., elegant gebunden 6 M. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) Graf Frankenberg war bei großen kriegerischen und politischen Momenten der deutschen Entwickelung seit 1866 persönlich beteiligt, er hat stets dem Fürsten Bismarck nahe gestanden und besitzt, ein deutscher Patriot im besten Sinne des Wortes, in seltenem Maße die Gabe, das, was er beobachtet und erlebt hat, in anschaulicher Weise wiederzugeben. Haben wir es auch in seinen Aufzeichnungen nur mit Tagebuchblättern zu thun, auf welchen der Verfasser seine Erlebnisse und Ansichten während des Feldzugs niedergeschrieben, wie es der Augenblick und die Ereignisse mit sich brachten, so versetzt uns doch das Lesen dieser Blätter mitten in die denkwürdigen Tage hinein, und wir glauben uns zu unmittelbaren Zeugen dessen gemacht, was in ihnen sich abspielte. Sehr dankenswert sind einige Notizen und Winke, welche der Herausgeber uns in seinem Vorwort über Graf Frankenberg's Lebensgang und politische Entwickelung giebt.

— Die Pflanzen-Vergiftungen. Ihre Erscheinungen und das vorzunehmende Heilverfahren von Sanitätsrat Dr. med. Schünemann in Braunschweig. 2. verbesserte Auflage. Mit 18 Abbildungen und einer farbigen Pilztafel. Preis geheftet 1 M., gebunden 1,25 M. Verlag von Otto Salle in Berlin W. 30. — Angesichts der nicht abzuleugnenden Thatsache, daß die Kenntnis von den durch Pflanzen herbeigeführten Vergiftungen trotz der alljährlich zahlreich wiederkehrenden Unglücksfälle noch sehr wenig im Publikum Verbreitung gefunden hat, ist in diesem Buche die dankenswerte Aufgabe gelöst, in knapper Fassung das Aussehen der giftigen Pflanzenarten zu beschreiben, über ihre Wirkungsweise und die etwa anzuwendenden Gegenmittel aufzuklären. Das übersichtlich angeordnete Büchelchen wird einem jeden, da es für jedermann leicht verständlich geschrieben ist, während des Sommers in Gärten, Wäldern und auf Feldern die trefflichsten Dienste leisten, Vergiftungen verhüten, und, wo solche eingetreten, in geeigneter Weise behandeln helfen.

Verschiedenes.

Zum groben Esel. Man teilt der Berliner Börsenzeitung folgende Bismarck-Anekdote mit: Es war im Jahre 1854 oder 1855, als Bismarck Gesandter oder Botschafter oder Botschaftsrat oder Sekretär oder Attaché in Petersburg war. In Petersburg beginnt bekanntlich das gesellschaftliche Leben erst des Nachts und ist bis zum hellen Morgen in vollem Flor. Damals gab es in Petersburg eine einzige Restauration, wo deutsches, nämlich bayerisches, Bier verzapft wurde. Sie war höchst primitiv eingerichtet, hatte nur hölzerne Stühle und keine Sessel und wenn es recht voll war, setzten sich nicht selten die, welche keinen Stuhl mehr fanden, auf ein Faß. Diese Restauration führte die Bezeichnung „Zum blauen Esel“. Von den Deutschen Petersburg's, welche in diesem Restaurant das heimische Bier vorfanden, wurde das Lokal stark frequentiert, namentlich kehrten auch häufig die Mitglieder und Beamten der deutschen Botschaft dort ein, insbesondere wenn sie nach Beendigung des Theaters oder der Oper noch einen vernünftigen Trunk zu sich nehmen wollten. An einem solchen Abende zwischen 11 und 12 Uhr, als eben die Oper geschlossen, aber die Restauration schon recht mit Gästen gefüllt war, so daß kaum noch ein Sitzplatz zu finden — so erzählt aus damaliger Zeit ein Augenzeuge — trat eine Gruppe Herren ein, welche der deutschen Botschaft angehörten, darunter fiel einer wegen seiner Größe auf, den man damals noch wenig kannte und wenig nannte, es war Bismarck. Die Herren sahen sich nach Sitzplätzen um, wobei der große Herr, zu dem wegen seiner Derbheit bekannten Wirt gewandt, die Frage äußerte: „Na! — wo setzt man sich denn!“ — „Auf 'n H . . . . . !“ war die lakonische Antwort des Wirtes, der sogar noch einen drastischeren Ausdruck gewählt hatte, als hier angedeutet ist. In sehr gelassenem Tone antwortete Bismarck: „Wir glaubten hier im Restaurant „zum blauen Esel“ zu sein, nun scheint es aber fast, daß wir beim groben Esel eingekehrt sind.“ Die Herren tranken ihr Glas Bier stehend aus und verschwanden.

Herzog Karl Theodor in Bayern. München, 18. Juli. Herzog Karl Theodor, der zum Kaiser gereist ist, übt die augenärztliche Praxis seit vielen Jahren in umfassendster Weise aus. Seine Wirksamkeit ist die eines vielbeschäftigten Arztes. Er hält regelmäßig Klinik, und aus allen Ständen kommen unausgesetzt zahlreiche Pflegebedürftige zu ihm. Namentlich ist es die Landbevölkerung, die aus allen Teilen des Landes, selbst aus den nördlichsten Regierungsbezirken, zu ihm pilgert. Neben der Unentgeltlichkeit der Behandlung und neben dem ärztlichen Rufe, den der Herzog genießt, spielt auch das Bewußtsein, von einem Prinzen behandelt zu werden, eine große Rolle. Der Herzog ist infolge dessen überaus populär, und man muß ihm nachsagen, daß er seine Thätigkeit mit dem strengen Pflichtgefühl eines Berufsarztes vollzieht. Seine Ankunft in Bergen wird, wie die „Frkf. Ztg.“ meint, gerade mit dem Zeitpunkt zusammentreffen, zu dem es möglich ist, ein Urteil über den Umfang der Verletzung des Auges des Kaisers zu fällen. Es ist das nämlich erst möglich, wenn das aus der Iris getretene Blut resorbiert ist. Es pflegt das 10—12 Tage nach der Blutung der Fall zu sein. Derartige, durch Stoß, Schlag oder Erschütterung erfolgende Blutungen kommen überaus häufig vor und sind meist ohne nennenswerte Folgen. Die Sache kann allerdings auch schlimmer sein. Es kann eine Zerrung der Irisbande durch den Schlag entstanden sein, was man nach der Resorbierung des Blutes selbst ohne Augenspiegel konstatieren kann. In diesem Falle kann die Erscheinung einer doppelten Pupille, Doppelsehen, Schwachsehen eintreten. Auch andere Verletzungen können durch den Schlag veranlaßt worden sein. Am unangenehmsten würde es wohl sein, wenn eine Luxation der Linse vorhanden wäre.

Verantwortliche Redaktion: Otto Reuß in Karlsruhe.

Druck und Verlag von Otto Reuß in Karlsruhe, Hirschstraße.